

Abend-



Zeitung.

Vierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Sechster Jahrgang.

N^o 23.

Donnerstag, den 5. Juni.

1856.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; ein dazu gehöriges Literaturblatt wird von Zeit zu Zeit ausgegeben. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Tblr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gesaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Trauter Herd und fremde Woge.

Seenovellen

von

M. Solitaire.

(Fortsetzung.)

Es möchte auffallend erscheinen, daß ein Mann von verhältnismäßig noch so jungen Jahren, wie Kandidat Krummacher, dennoch schon dem Tanze und seinen Freuden gänzlich entsagt hat; aber forschen wir in Krummachers Seele, so scheint uns das Räthsel mehr als vollständig gelöst. In früheren Jahren nemlich, Jama behauptet vor acht oder zehn, war Kandidat Krummacher Reisender für ein Schnittwaarengeschäft und zu jener Zeit ein leidenschaftlicher Verehrer der Terpsichore gewesen, und zwar aus dem Grunde, weil ihm der Tanzsaal die bequemste Gelegenheit zur Ausübung seiner Praxis, zur Verbreitung und Empfehlung seiner Artikel darbot. Hatte zu jener Zeit Krummacher irgend ein holdes Schätzchen, deren Aeußeres Zahlungsfähigkeit ankündigte, sich zum wirbelnden Tanze erkieset, so geschah es wohl, daß sich folgendes Gespräch mitten im drehenden Reigen zwischen ihm und dem süßen Kind, das seine Tänzerin war, entspann: Wo kauften Sie

diesen Stoff, diesen Kamlot, diesen Mouffelin, mein schönes Fräulein? fragte Krummacher das liebe Wesen, das in den Strudeln des Tanzes seliges Selbstvergessen, der verliebten Raserei süße Abnung finden wollte, das sich so zärtlich an ihn schmiegte und ihn anschaute mit brennenden schmachtenden Blicken; wie theuer ist der Mouffelin? Drittehalb Gulden die Elle und liegt nur drei Viertel breit. O, mein Fräulein, wie beklage ich Sie! Dieser Ellenreiter, der sie so belassen, war ja ein wahrer Stegreifritter, ein Steigbügelheld, der an Ihnen gehandelt hat, als hätte er Sie im Walde getroffen. Bei Gott! pflegte Krummacher hinzuzusetzen und bei dieser Gelegenheit den rechten Arm lösend, mit der Hand dieses Armes auf sein stürmisch klopfendes Herz, wenn nicht gar auf die sich ihm gerade präsentirende Schulter des schönen Mädchens zu schlagen; bei Gott! sagte er hechelnd und die gesprochenen Worte den Rhythmen des Tanzes nachäczend; bei Gott! mein schönes Kind und angenehmes Wesen, bei mir bekommen Sie den Mouffelin, — den Mouffelin — viel billiger, viel billiger! Darf ich Sie, darf ich Sie vielleicht besuchen! ja besuchen! Sie lächeln! Sie lächeln! O, ich werde Sie besu-

den, verlassen Sie sich darauf und ich gratulire, ja gratulire Ihnen zu diesem meinen Ihnen in Aussicht gestellten Besuche, denn Sie bekommen Alles und Jedes, ja, Jedes bei mir viel billiger, viel billiger. In dieser Art pflegte Kummacher bebufs Debitirung seiner Schnittwaarenartikel zu verfahren; es war ihm gleichgültig, wenn er die durch die Stürme der Leidenschaft und das Tosen der Musik gleichsam in den siebenten Himmel der Seligkeit geschnellte Seele seiner Tänzerin wie mit seiner Elle wieder hinunterlangte und auf den Standpunkt vor dem Ladentisch, hinter welchem er selbst stand, stellte, gelang ihm nur sein schlaues Manöver. Seitdem er aber in Schnittwaaren nicht mehr machte und bei Gränlich und Scheuslich mit Porter, Wagenfett und Salpeter handelte, Artikeln, die selbst von dem vorführerischsten aller reisenden Commis wohl kaum einer Dame, sogar nicht einer Holländrin zu offeriren sein dürften, hatte er der edlen Tanzkunst als bald Ballet gesagt, erklärte alle diejenigen, die derselben huldigten, für wahnsinnig und pflegte, wenn man ihn fragte ob denn der Herr Reisende Kummacher nicht auch zum Vergnügen der Einwohner ein Tänzchen mit machen wollte, mit höhnischer Miene zu antworten: *Mijne Heeren!* in diesem Punkte denke ich wie die Chinesen! So niederträchtige Arbeit lasse ich nur durch meine Sklaven verrichten. Statt Sklaven wollen wir passender Markthelfer setzen und damit Basta.

Eben hatte der so praktisch durchgebildete und das Angenehme, wie man sieht nur dann ausübende Commis, wenn es mit dem Nützlichen genial verbunden werden konnte, Karten gegeben. Er mußte sich aber dieses Mal gar schlecht bedacht haben, denn er zuckte ganz jämmerlich mit den Achseln, hob seine Augen zum Himmel, nicht anders, als stände er auf der Kanzel und bannte den Zorn der allmächtigen Dreieinigkeits nieder auf die Häupter elender Ungläubiger und sprach wiederholt sich in den trostlosen Anblick seines miserablen Blattes vertiefend; Gott wie soll das enden? Auch *Mijn Heer Plus* mußte dieses Mal mehr als jammervoll in Bezug auf die ihm zugetheilten Karten bedacht worden sein; er wehete der häßlichen blauen Brumme, die sich wiederholt auf seine Nase zu setzen drohte, viele Male mit der linken Hand und sprach in zürnendem Basse:

Pah, Indigo! Dagegen lächelte van der Raef, der kleine goldene Laurentius, sehr befriedigt und er begann, während er seine guten Blätter sorglich ordnete, seinem alten Freunde, dem *Mijn Heer Plus* die außerordentlichen Vortheile der Ehe für das bürgerliche Wohlergehen auf das Begeistertste auseinander zu setzen, welchem Beginnen der alte Junggeselle ebenfalls sein verächtliches: pah, Indigo! entgegensummte. Da erscholl verworrenes Getümmel, Durcheinanderkreischen zeternder Weiberstimmen, dröhnendes Fluchen der Männer in dem anstoßenden Tanzsalon. Hier mußte etwas Außerordentliches sich zugetragen haben, wenn nicht gar die kalte, dürre Hand des Schicksals, jene Hand, die den armen Sterblichen gar so selten etwas Gutes, etwas Erwünschtes zu spenden pflegt, hinabgegriffen in die schwülen Wirbel der reizenden Lust und der taumelnden Sinnlichkeit und ein Etwas zu Wege gebracht, das man im gewöhnlichen Leben mit der kühlen Bezeichnung eines verhängnißvollen Ereignisses zu benamen pflegt. Versetzen wir uns um wenige Minuten früher in den dröhnenden Tanzsaal. Da flogen die Paare schnell wie die Schwalben über den Bässern, über den glatt gebohneten Estrich. Portwein, Champagner und Tanzmelodien mit gleich elektrischen Zuckungen die menschlichen Leiber durchblitzenden Rhythmen hatten das ihrige gethan, und wie die brandende, mächtig anschlagende Woge selbst vom Felsgestein die Schaaale hinwegspielt, so hatte die hochschäumende Brandung der Lust, die Springsluth der gereizten Sinnlichkeit ihre Schäume an die kalten pflegmatischen Herzen der Niederländer gesendet und die kühle Schaaale von diesen Herzen gesprengt. Wie wogte, schäumte und prasselte alles dies durcheinander: die kalte Pracht, welche der süßen Mädchenliebe üppigen Wuchs gleißend überdeckte und die heiße Gluth des entzündeten Blutes, die die goldenen Bleche auf dem blonden Haupthaare unter den schneeweißen, keuschen Häubchen von Brabanter Spitzen zu zersprengen drohte; die wilden Geister, die in der Flasche geboren, sich ungethümlich in der brennenden Luft des blendend schimmernden Saales verkörperten. Heilig schwebte wie eine Göttin, die der Schaum des ewig schönen Ozeans geboren, an dem Arme ihres stolzen Bräutigams siegreich, mit dem ganzen unwiderstehlichen Zauber ihrer Erscheinung, die trotz-

dem einen so eigenthümlich wehmüthigen Eindruck machte, durch die tosenden Schaaren über den funkelnden Estrich des schimmernden Saales, da klopfte es leise, leise an die Thüre, so leise, als wäre ein Vogel mit leichter Schwinge darangestreift, so leise und doch so ehern, so durchdringend, so zermalmend, als hätte eine knöcherne, eine ehern-gewichtige Faust mit spitzigem, knirschenden Knöchel an die Pforte geklopft, die den Eingang verschloß zu den Hallen der Lust. Man hatte natürlich im Wirbel des Tanzes das bescheidene und doch so mächtig dröhnende Klopfen überhört, aber der Klopfende ließ sich nicht irre machen, und ohne daß Jemand hereingerufen, öffnete er die Flügelthüre. Und wer war es? Kein Anderer als unser Freund Bondel, der auf diese Weise seinen Eintritt bewirkte. Heiter schimmerte sein Angesicht, fröhliche Lust glänzte auf seiner Stirn. Er schien mit dem vorliegenden Tage und den an demselben stattgehabten Vergnügen über die Maassen einverstanden und zufrieden; war nun irgend ein anderer Grund oder bloß der vorwaltend, daß seine knabenhafte Neigung zu Portiers Zukunden insofern einen Triumph zu feiern hatte, als er den Prinzipal Millner, vor dem er wohl früher einige Besorgnisse in Bezug auf seine zarte Flamme gehegt haben mochte, jetzt aber im Hafen der Verlobung und demnächst Ehe befindlich, für einige Zeiten für beseitigt und unschädlich gemacht, ansehen mochte: der unselige Jüngling! er wußte noch Nichts von alledem, was im späteren Laufe des Vormittags in der stillen Halle des Portiers sich ereignet.

Bondel hielt in seiner, mit weißem, festlich glänzendem Handschuh bekleideten Rechten einen rabenschwarzen Vogel, der nichts anders war, als eine Taube, und zwar eine Taube, die durch die beginnende Nacht auf den Flügeln des Sturmes hergeflogen schien, denn noch sträubten sich ihre feuchten Federn, ihr Herz schlug sichtbar und ihr Athem keuchte; wohl möglich, daß sie auch noch einen härteren Strauß zu bestehen gehabt, als bloß den mit dem Sturm; vielleicht, daß auf ihrem Wege sie den schlimmen Taubenfalken getroffen, der nieder auf sie gestoßen und die Feder ihrer Wange und ihres Halses schrecklich, mörderisch, dieses Mal aber ohne völligen Erfolg zerzaust. Die Taube war in der That eben erst angekommen; Bondel hatte in seinem

Stübchen gefessen und sich die Zeit des Festes, zu dem er unverzeihlicher Weise, obgleich er schon seit zweien Wintern den allervorzüglichsten Tanzunterricht genossen, nicht geladen war, zu vertreiben, die Lectüre des Romans der Romane, die der Insel Felsenburg exerziert, da hatte es urplötzlich geschellt, zum Zeichen, daß oben eine Botin aus der Ferne im heimathlichem Schlage wieder angelangt war, und mit ihr die Depesche, die von der allerhöchsten kommerziellen Wichtigkeit zu sein pflegte. Jenes Zeitalter nehmlich, welches vom elektrischen Telegraphen auch nicht die leiseste Ahnung haben konnte, hatte trotzdem zur Anweisung, daß eine Botschaft angelangt, wie es jetzt der Drath thut, die Schelle gewählt. Wurde nehmlich die Taube mit der Depesche erwartet, so fand sie alle Klappen des Schlages bei ihrer Heimkehr bis auf eine niedergelassen; natürlich mußte sie, um in das liebe, gastliche Haus der Heimath zu gelangen, in diese einzige offenstehende Pforte fliegen; hier aber berührte die Gewalt ihrer, durch die vielen verschlossenen Pforten ungeduldig gewordene und gereizte Bewegung einen schwachen Faden, der, so zerreißen, eine Feder frei werden ließ, welche freigeworden, die Klingel in des Lehrlings Gemach ertönen machte. Bondel überreichte den schwarzen Vogel mit tiefem Bückling dem gestrengen Prinzipal. Der Bückling, welcher wirklich vollkommen kunstgerecht war, schien einen stillen Vorwurf in sich zu schließen, denn er sagte: Schnöde Menschenfinder! Warum nur habt ihr es verschmähet auch mich zu dem Feste zu laden? Wenn ich so zierlich mich verbeuge, wie schön erst, wie herrlich muß ich tanzen! Heilwigis streichelte mit ihrem schneeigen Händchen das arme, zitternde Thier, das von der fernem Reise so spät heimkehrte, indes Millner mit zuckendem Finger bemüht war die zusammengefaltete, aus einem einzigen Blättchen bestehende Depesche von der Schwinge des kleinen, wackeren Rohren der Lüfte zu lösen. Es war ihm gelungen: er entfaltete das Blättchen und las. Doch welch ein Verhängniß stierte ihn an aus den mit kaufmännisch flüchtiger Hand eng geschriebenen Zeilen! Weit öffneten sich seine Augen, die Taube entflatterte seiner Hand und flog gegen das Fenster, seine Brust hob sich krampfzig, die Haut seiner Stirne färbte sich blau, seine Lippen waren weiß wie das Papier der

Depesche. Und während die Trompeten des Orchesters zu neuem Tanze auffordernd schmetternde Fanfaren bliesen, während die Champagnerpfropfen knallten und schäumende Büsse klingend in kristallene Pokale niederrieselten, rief Millner mit zusammenbrechenden Knieen aus seinem schneeweißen Munde die furchtbaren Worte: Der Friede ist geschlossen, ich bin ein Bettler, die Firma Millner und Compagnie existirt nicht mehr. Da kehrte die schwarze Taube vom Fenster zurück und während Millner elend zusammenbrach unter der Wucht seines furchtbaren Schicksals, schwamm das dunkle Geschöpf in des Saales grellem Lichte wie unbeweglich über seinem beklagenswerthen Haupte. Hatte sich der Engel des Todes in den schwarzen Vogel verwandelt? Ja, der Engel des Todes schien sich in den schwarzen Vogel verwandelt zu haben und über des Unglücklichen Haupte zu schweben. Wohl schimmerte sein Fittich im Glanze der Kerzen, aber Millners blau geschwollene Stirn ward urplötzlich weiß wie Marmor des Grabes. Es war um ihn geschehen; ein zerschmetternder, apoplektischer Anfall hatte sein Gehirn getroffen; der verzweifelte Baissier hatte auch Frieden geschlossen — mit sich; sein Geist wandelte unter den Schatten des Jenseits; mit ihm war die schwarze Taube spurlos, unbegreiflich verschwunden. Niemand hat sie je wiedergesehen, vermuthlich, daß sie irgend einen Ausweg ins Freie gefunden und daß sie eine Beute desselben Falken geworden, der schon auf ihrer Heimreise Jagd auf sie gemacht. Wäre sie seinen Krallen erlegen wie die Hiobspost noch an ihren Schwingen haftete, es wäre Vieles anders geworden, aber das Schicksal zerschmettert gern und scheint vor allen die Blitze zu lieben, die aus scheinbar ganz klarem Himmel niederprasseln. Die unbeschreibliche Verwirrung, die in dem vor wenigen Augenblicken noch so festlich prangenden Saal herrschte, als Millner sterbend in seine Kniee zusammengebrochen, wurde noch dadurch erhöht, daß die Musikanten von dem schrecklichen Anblick gleichsam verwirrt, nicht anders als hätten sie einen Laokoon gesehen, der von seinen Schlangen zerdrückt wurde, nicht daran dachten die Instrumente, auf denen sie eben zu spielen begonnen, aus der Hand zu legen oder von den Lippen abzusetzen, sondern wie bezaubert durch das grauenhafte so blendend hell beleuchtete Schauspiel mit dem elen-

den, sterbenden Manne, gedankenlos in die verschiedenen Mundstücke bliesen oder auf den Saiten kratzten, in die Pauke schlugen, mit den Triangeln klimperten, daß die schneidendsten Mißklänge, wie zu seelzerreißenden Disharmonien verwandelte böse Geister durch den Saal gelsten und die Seelen der anwesenden Gäste bis zum Ueberlaufen anfüllten mit bleichem Entsetzen, wozu noch kam, daß einige der tanzenden Paare, ergriffen von dem schrecklichen Zauber der wahnsinnigen Klänge, nach dem Tacte dieser Musik zu hüpfen begannen, die selbst keinen Tact hatte und in wirbelnden Kreisen sich drehten, bis sie athemlos zusammenbrachen. Zuerst von Allen besann sich der wackere Schwartenmeier. Während Juanita wie ein brauner Geier auf die ohnmächtig gewordene Heilwigis losstieß, das holde Mädchen mit ihren langen Affenarmen wie wüthend erfaßte es davon trug, als wäre es nicht schwerer denn ein Kind, war er neben dem sterbenden Manne niedergekniet und hatte versucht mit einem Federmesser ihm eine Ader zu öffnen; aber vergebens harrte des Dichters treues Auge auf das Hervorbrechen der blutigen Fontaine, deren Strahl morgenröthlich leuchtend neues Leben ansachen sollte in dem zerbrochenen Herzen, in dem zerdrückten Gehirne. Vergebens; ein schwerer, schwarzer Tropfen stand auf dem gespensterbleichen Alabaster des mächtigen Armes und lief dann wie ein schwarzer, häßlicher Wurm langsam hinab auf den Estrich. Da trat Mijn Heer Plus plötzlich durch die Menge. Hoch ragte seine Gestalt über die Häupter sämmtlicher Anwesenden, als hätte das Unheil, das hier gewaltet, seinem Leibe eine Elle zugesetzt, als hätte es ein Postament unter seine Sohle geschoben. Sein Antlitz war bleich aber ruhig; seine linke Hand schlug wiederholt nach der häßlichen blauen Fliege, die ihn heute noch mehr als sonst zu inkommodiren schien; dann aber sprach er mit donnernder Stimme: *Mijne Heeren und sehr achtbare Mesrouen! Tugendsame Gesellschaft! Ich spreche wie jener Ingenieur nach dem Tode des schwedischen Karl, das Stück ist vorbei! Doch ich füge nicht hinzu: laßt uns zur Abendtafel gehen; ich sage: das Stück ist vorbei und laßt uns nicht zur Abendtafel gehen.* Es kann einer verehrten Versammlung nicht unbekannt sein, daß, nachdem Mijn Heer Millner, mein früherer sehr ehrenwerther Compagnon,

so plötzlich und dergestalt seine Zahlungen eingestellt hat, daß er wohl keinen Daumen mehr rühren dürfte, ich Mijn Heer Plus der einzige und alleinige Eigentümer sämtlicher dem mit Tode abgegangenen Mijn Heer Millner zugehörigen Mobilien und Immobilien bin, da diese Objekte für den von mir vorgesehenen und jetzt eingetretenen Fall zum Belaufe ihres vollen Wertes bei mir verpfändet waren. Mijne Heeren! Das Stück ist zu Ende, laßt uns — nach Hause gehen. Die Mehrzahl einer von mir über Alles geschätzten Versammlung besteht selbst aus Kaufleuten, ich wage hinzuzusetzen aus großen und guten Kaufleuten, und weiß, daß Vorsicht nicht nur die Mutter der Weisheit, sondern auch die des Kaufmanns ist. Bei der großen Achtung, die ich vor der Versammlung in jeder Beziehung hege, scheint es doch der von mir eben gepriesenen Vorsicht angemessener, wenn ich mir erlaube das Local zu schließen, nachdem Dero verschiedene Wohlgeborenheden die Thür zugemacht haben, aber von außen. Mijne Heeren, tugendreiche Mesrouen und züchtige, wie auch schöne und durchaus ehrbare Mejsrouwen! Seien Sie so freundlich, verlassen Sie das Haus des Mijn Heer Plus, da besagter Mijn Heer sich nicht bestimmen kann derjenige gewesen zu sein, der die Gesellschaft eingeladen hat. So schloß Plus seine Rede und fügte dann, wieder nach der blauen Brumme schlagen, während sein Auge unwillkürlich in das starre Auge des Verschiedenen sah, die Worte hinzu: Pah, Indigo! Es gehörte wirklich holländisches Fischblut dazu, um die Rede des Grobians mit der Ruhe anzuhören, als mit welcher sie von den Anwesenden angehört wurde und beim Herausgehen nicht mehr Verwirrung zu zeigen, als hier gezeigt wurde. Alles entfernte sich zwar mit Eile doch mit gemessener Ruhe, nachdem die Verwirrung, die die Gemüther erfüllt, einer ruhigeren Stimmung gewichen. Es war seltsam zu sehen, wie diese stattlichen Frauen abzogen und den Saal verließen, in welchem sie wenig mehr genossen, als daß der bleiche Tod ihnen die schreckliche Wahrheit gepredigt, daß die noch nicht am Tische sitzen, die zum Banquette geladen sind, und daß aus dem Ballsaal bis in den Saal, wo die Tische servirt stehen, oft ein weiterer Weg ist, als von Amsterdam bis Japan. Nur Schwartenmeier kehrte sich nicht an des Ingrossisten bisliche Worte; er verließ den

Saal nicht eher, bis die Leiche Millners hergeschafft war. Selbige mußte auf Plus Befehl noch am nehmlichen Abend durch den Portier in das Hospital geschafft werden und von dort aus wurde sie auch am drittfolgenden Tage ohne Sang und Klang und von Niemand als von dem Portier, dem van der Rees und van der Keulen, wie van Schwartenmeier und Bondel zur stillen Gruft des Armenkirchhofes begleitet, da Millners von ihm erbautes, prachtvolles Erbbegräbniß gleichfalls zu den Immobilien gehörte, welche an den Apostel der Vorsicht, an Mijn Heer Plus, zum äquivalenten Wertes verpfändet waren.

„Sie wollen auch gehen Mijne Heeren? sagte Plus zu van der Raef und Krummacher, denen er an der Saalthüre begegnete, „wollen wir nicht erst unsere L'Hombreböte abspielen, ich sitze doch zu bedeutend im — Indigo, nein, im Verluste wollte ich sagen!“

„Ja! wir wollen die Böte abspielen,“ sagte der goldene Laurentius, der nach dem Abzuge der Musikanten seine volle Ruhe wiedergewonnen und auch keinen Gran vom Skrupel mehr hegte, das ganze entseßliche Unglück, das Millner betroffen, rühre von etwas anderen, als daher, weil derselbe nicht schon wenigstens zwanzig Jahre früher zur Ehe geschritten.

Sie gingen in das Kabinet und nachdem sie sich mit verschiedenen Spirituosen sattfam gestärkt, setzten sie sich zum Spieltisch. Während van der Raef Karten gab und bei dieser Beschäftigung mit leuchtenden Wohlgefallen seinen Blick auf seinem Trauring ruhen ließ, sagte Mijn Heer Plus zu Mijn Heer Krummacher: „Krummacher! Sie pflegen zu sagen: Gott, wie soll das enden? Nun Sie haben zum Teufel gesehen wie das geendet hat. Nehmen Sie sich ein Exempel daran, und da Sie selbst Kaufmann sind, prägen Sie mit brennenden Lettern die Lehre ins Herz, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit ist, damit Sie nicht auch in Indigo, nein, wollte ich sagen, in Verlust gerathen.“

Doch nun sind wir mitten im Dzean: eine mächtige Brieße aus Nord wälzt dunkle, unheimliche Wolkenmassen vor sich her und tauchte ihr mürrisches, verdrossenes Angesicht tief in die hoch rollenden Wo-

gen. Es ist Abend: der durch die Wolkenrisse zuweilen durchblickende, abnehmende Mond wandelt seine einsame Bahn am Himmel und spiegelt in den Wellenbrüchen sein bleiches Bild. Er sieht so matt und krank aus, so müde und verlebt der rastlose Wanderer; es ist in seinem Antlitz zu lesen, als verdrösse es ihn, heute so verdammt zu sein rastlos, rastlos und ohne Ende zu wallen durch die Unermesslichkeiten. Einzelne Vögel mit weißem Gefieder, die sich hinausgewagt in die Meeresöde und die draußen die Mondnacht überrascht hat, streben fräszend und wie in Verzweiflung schreiend der Richtung zu, in welcher die Küste Frankreichs liegen muß; wenn ein Mondstrahl das schneeige Gefieder trifft, und der Reflex des Lichtes an dem eilenden Segler haftet, so bildet das rasch dahinstürzende weiß glänzende Wesen, dort hoch in der Luft, einen seltsamen Abstrich zu den finster grossenden, schwarzen Bogenmassen hier unten.

(Schluß folgt.)

Wechselwirkungen.*)

Eine satyrische Novelle

von

Mathilde Gräfin Reichenbach.

Erstes Kapitel.

O flieg nicht fort, du Sänger du,
O harre noch ein Weilchen,
Mir klingt dein Lied als hättest du
Die ganze Brust voll Weilschen.

8. Stelle.

In einer sandigen Ebene unweit der polnischen Gränze lag das Dorf Siebenwüsten, oder richtiger gesagt, ein Häuflein ärmlicher Hütten mit Stroh gedeckt, aus denen das herrschaftliche Schloß der Grafenfamilie Wiltshinsky stolz hervorragte. Hätte man diesen Majoratsitz der Wiltshinskys in eine andere wohllichere Gegend versetzt, wo der Contrast zwischen der herrschaftlichen Wohnung und den verfallenen Hütten der in Lumpen gehüllten Bauern weniger grell hervorgetreten wäre, so würde man dieses sogenannte Schloß vielleicht nur für den unheimlichen Wohnsitz irgend eines wunderlichen, menschenförmigen Landjunkers gehalten haben, der auf Ordnung,

*) Wir theilen hierdurch das erste Capitel einer neuen, interessanten Production der Verfasserin der „Faustine“ mit. Die Novelle soll im Laufe des Jahres erscheinen.

Reinlichkeit und Schönheit seiner Besitzung keinen großen Werth legend, den ganzen Tag lang Grillen fängt, statt einen tüchtigen Landwirth abzugeben. Auf dem Dache des Schlosses ließen sich viel zerbrochene Ziegel zählen — so viele — daß man des Zählens müde werden konnte. Die Wege des Schloßgartens waren mit Gras überwachsen, der Garten theilweis eingefallen, der Teich mit Schlamm, mit Schilf und mit noch vielen andern Wasserpflanzen bedeckt; die Vortreppe an diesem sogenannten Schloß war so morsch und ausgetreten, daß man bei dem Eintritt in das Haus Gefahr lief den Hals zu brechen. Der Haushofmeister hatte den gnädigen Herrn schon oftmals auf den Uebelstand dieser ausgetretenen Stufen aufmerksam gemacht, allein der gnädige Herr meinte, die Bewohner des Hauses müßten doch genugsam mit der Beschaffenheit dieser Stufen bekannt sein, um nicht darüber zu fallen. Auswärtige Gäste wurden niemals eingeladen und kamen sie dem ungeachtet ungeladen, so mochten sie immerhin auf der Vortreppe den Hals brechen. Es war Grundsatß bei dem Majorats Herrn, nie etwas repariren zu lassen, weil die Reparaturen sonst kein Ende genommen und, nach seiner Meinung, die Ansprüche der Agnaten sich gesteigert hätten in dem Maße, als er zu Reparaturen bereitwillig gewesen wäre. Die Hauptliebhaberei des Guts Herrn bestand darin, daß er ganz im Stillen und zurückgezogen von der Welt lebend Schätze sammelte, mit denen er aber weder sich selbst noch Andern einen wirklichen Genuß bereitete. Ganz besonders viel Vergnügen machten ihm schöne, glänzende und seltene Münzarten, wovon er auch schon einen recht hübschen Borrath angesammelt hatte, die Münzen unaufhörlich zählte und sie in einer eleganten Schatulle ordnete, so lange bis er einmal recht wider Willen genöthigt wurde einen kühnen Griff in seine Cassette zu thun, was ihn dann auf lange Zeit so verdrießlich machte, daß er gar nicht mehr zählte.

Seit einer langen Reihe von Jahren lebte der Majorats Herr im Wittwerstande und hatte noch überdies das Unglück gehabt bald nach dem Tode seiner Frau, seinen einzigen Sohn durch einen Sturz vom Pferde zu verlieren. Der väterlichen Sorge um einen lieblichen Erben überhoben, verursachten ihm dagegen seine Brüder um so mehr Sorgen und Verdruß. Er hatte sieben jüngere Brüder welche, in

verschiedenen Garnisonen zerstreut lebend, im Militärdienst den Rang von Ober- und Unterlieutenanten bekleideten. Man wird sich unwillkürlich fragen, ob denn wohl die Grafenfamilie Wiltshinsky eine so entschiedene Vorliebe für den Kriegerstand gehabt haben mochte, daß keiner von den sieben Brüdern dem Drange, sich diesem Stand zu widmen, widerstehen konnte. Von der individuellen Meinung der jungen Männer war indeß gar nicht die Rede gewesen. Die sieben jüngeren Grafen besaßen nämlich als ein Familienerbrecht Freistellen im Kadettenhause, und somit waren dieselben von ihren Eltern standesmäßig, ohne große Kosten, im Militärdienst untergebracht worden.

Zufolge der Majoratsstiftung besaßen auch die jüngern Grafen kein eigenes Vermögen und waren lediglich darauf angewiesen von ihrer Lieutenantsgasse zu leben. War nun dem einen oder andern von den jüngern Brüdern der Unfall begegnet in Schulden zu gerathen, so blieb dem Majoratsberrn nichts Andres übrig, als sich großmüthig zu zeigen, wofern die Schuldensumme nicht gar zu bedeutend war.

Dem einen von den sieben Brüdern, dem Herrn Lieutenant Karl Wiltshinsky, wollte es nun gar nicht recht zu Sinn, daß ihm von dem Schicksal kein Majorat beschieden worden war. Ein lebensfroher, heiterer, gutmüthiger, junger Mann, war er fest überzeugt, daß mit dem Reichthum seines ältesten Bruders er sich selbst und Andere mehr beglückt haben würde, als dieser. Er lebte daher herrlich und in Freuden auf des ältesten Bruders Rechnung, so lange bis der letztere nicht mehr zahlen wollte, die Gläubiger immer ungestümer mahnten und Karl genöthigt war, wegen Schulden den Abschied zu nehmen. Es blieb ihm nun kein anderer Ausweg übrig, als auf dem traurigen Landsitz des ältesten Bruders ein Asyl zu suchen. Hier ward ihm aber nicht der freundlichste Empfang zu Theil. Er fand den Majoratsberrn auf dem Sopha liegend, was ihm schon kein gutes Vorzeichen war, denn er folgerte daraus, daß dieser wieder einmal von seiner Hypochondrie oder *maladie imaginaire*, wie Karl es zu nennen pflegte, heimgesucht war und ein solcher Zeitpunkt erschien eben nicht der günstigste für einen neu eintretenden Hausgenossen. Der Majoratsberr war indeß kränker, als Karl es glauben wollte, denn das Zipper-

lein hatte ihm diesmal gar grausam mitgespielt; bald stach es ihn am Knie, daß er laut aufschreiend mit der Hand darnach fahren mußte, bald wieder stach es ihn im Genick, daß er mit der andern Hand das Genick erfaßte. Karl erhielt sogleich beim Eintritt in das Zimmer gar strenge Ermahnungen, die er aber mit so viel Ergebung und Selbstverleugung über sich ergehen ließ, daß der Majoratsberr immer mehr und mehr sich besänftigte.

„Ich werde Dich einstweilen als meinen Krankenpfleger anstellen,“ sagte Letzterer, „und Du sollst auch heute noch Deine Funktion als solcher antreten. Jeden Abend um dieselbe Stunde lasse ich den Prediger mit seiner Frau zu mir kommen, um Whist mit mir zu spielen, allein das Spiel mit drei Personen mit dem Strohmann ist mir seit meiner Krankheit zu beschwerlich, daher magst Du heute sogleich als vierter Theilnehmer an dem Whisttisch Platz nehmen.“

Der Prediger mit seiner Frau erschienen auf das Pünktlichste zur festgesetzten Stunde und beide grüßten ihren gnädigen Herrn mit unterthäniger ehrfurchtvoller Verbeugung. Man setzte den Whisttisch zurecht, die Spieler nahmen den Platz mit feierlicher, ernster Miene und spielten mit gespannter Aufmerksamkeit, bis auf den Grafen Karl, welcher diesmal es nicht vermochte, von der Betrachtung einer ihm so höchst peinlich erscheinenden Lage, wie die eines Krankenpflegers, zu abstrahiren, um dem Verlaufe des Spieles mit Aufmerksamkeit zu folgen. Er brachte seine Moitie durch zerstreutes Spiel in bedeutenden Nachtheil und ließ sogar das eine Mal die Karten unter den Tisch fallen. Der Majoratsberr beobachtete schon längst mit stillem Verdruß das Spiel seines Bruders, allein nun, da er sogar eine Karte unter den Tisch fallen ließ, war seine Geduld zu Ende.

„Es scheint mir fast, mein lieber Bruder, als ob Du nicht einmal zum Whistspieler so recht tauglich wärst,“ sagte er.

„Unsere Parthie ist ja nicht so sehr ernst und wichtig, es stehen keine Tausende auf dem Spiel,“ bemerkte Karl.

„Du nimmst eben Alles von der leichten Seite, Dir ist das ganze Leben eben so wie dieses Kartenspiel, nur eine Kleinigkeit,“ sagte der Majoratsberr.

„Kein Wunder, wenn Du es in keiner Sache zu etwas Tüchtigem bringst.“

„Diese Bitterkeit muß ich von Dir hören einer vom Tisch gefallener Karte wegen!“ seufzte Karl.

„Weißt Du nicht, warum man dieses Spiel Whist nennt?“ fragte der ältere Bruder.

„Das weiß ich wohl, lieber Bruder. Ich überhebe Dich gern der Mühe, mich die Anfangsgründe im Spiele zu lehren,“ war die Antwort.

„Du willst mich nicht verstehen, oder hast mich wirklich nicht verstanden,“ eiferte der Majoratsherr.

„So muß ich deutlicher sprechen und Dir Stillschweigen auferlegen, denn ich kann das unnütze Schwagen beim Spielen nicht leiden. Ich sehe aber wohl ein, daß Du zum Krankenpfleger nicht geeignet bist und werde Dir statt dessen das Amt eines Waldbelaufers zuertheilen.“

Dem Prediger und seiner Frau war das aufbrausende Wesen des gnädigen Herren wohl nichts Neues, allein demungeachtet bedauerten sie den armen, jungen Grafen aus tiefstem Grunde des Herzens. Man zog sich zurück voller Mißstimmung, von der sich aber ganz besonders der gnädige Herr selbst ergriffen fühlte. Dieser bereute gar schmerzlich seine Festigkeit und Uebereilung, hätte aber doch um keinen Preis der Welt sein Wort, das er in Gegenwart von Beamten ausgesprochen, wieder zurücknehmen mögen. Er suchte sein Unrecht auf andere Weise wieder gut zu machen und schrieb noch an demselben Abend folgenden Brief an seinen Bruder.

„Ich sehe wohl ein, mein lieber Karl, daß das „Geschäft eines Waldbelaufers streng genommen kein „adeliges zu nennen ist und will Dir daher einen „Beweis davon geben, daß ich meine brüderliche „Hand doch noch nicht ganz von Dir zurückgezogen „habe. Wähle Dir aus meinem Stalle ein Pferd, „wie es Dir gefällt — ich mache es Dir zum Geschenf.“

„Dein treuer Bruder.“

Karl war ein großer Pferdliebhaber und zeigte sich in diesem Falle nicht blöde. Er wählte den andalusischen Rappen mit dem Stern auf der Stirn, welchen sein ältester Bruder immer zu reiten pflegte.

Daß Karl sich würde einfallen lassen, sein Lieblingspferd zu wählen, daran hatte nun freilich der Majoratsherr im ersten Augenblick nicht gedacht und

bereute gar schmerzlich seine Freigebigkeit — eine Reue, welche sich durch tausenderlei kleine Chifane gegen den ihm untergebenen Bruder kund gab. Dieser fühlte wohl das Drückende seiner Lage, zeigte sich aber nie mißgestimmt im äußern Benehmen. Seine unverwüßlich gute Laune, sein Frohsinn, seine Heiterkeit machte ihn beliebt im Dorf und in der Umgegend, vorzüglich aber rühmte man seine große Gutmüthigkeit, denn er reichte gern und freundlich dem Armen eine milde Gabe dar, obgleich er selbst zu Zeiten nicht mehr als einige Thaler in der Tasche hatte. Schon am frühen Morgen ritt er hinaus nach dem Walde und sobald er dessen Saum erreicht hatte, pflegte er vom Pferde abzustiegen und es neben sich gehen zu lassen. Von allen Zweigen sang und klang es ihm entgegen und nicht selten hielt er seine Schritte an, um einen fröhlich schmetternden Finken nicht von dem nahen Ast zu scheuchen, und das Lied des gefiederten Sängers hallte dann in seiner eigenen Brust nach und sein Empfinden gestaltete sich unwillkürlich zu Worten und aus fern hindämmender Erinnerung sang er dann wohl leise das kleine Lied vor sich hin.

D flieg nicht fort, du Sänger du,
D harre noch ein Weilchen!
Mir klingt dein Lied, als hättest du
Die ganze Brust voll Weilschen.

Er setzte sich wohl auch nieder auf das weiche Moos, das den Boden des Waldes bedeckte und mancher tiefe Seufzer entwandte sich dann seiner gepreßten Brust. Der treue Rappe blieb von selbst neben ihm stehen und betrachtete seinen Herrn mit flugen Augen, als ob er ihm Etwas sagen wolle.

In den Kronen der Bäume schallte und wirbelte tausendstimmiger Vogelgesang, allein durch alle die jubelnden Freudenlieder erklang auch manche tief innig klagende Melodie, die ihm aus einer Brust voll Schmerzen zu kommen schien. Beneidenswerth erschien ihm das Loos der Vögel, denn sie konnten ja singen, ganz wie es ihnen um das Herz war.

„Wenn ich ein Lied singe,“ dachte Karl, „so ist mein Lied immer nur ein Echo von dem, was ein Anderer gefühlt und gedacht hat. Das ist ein schwacher Trost. Wohl dem Dichter, der all sein tief innigstes Fühlen und Denken in die weite Welt hinausrufen kann, wohl ihm, wenn die Welt ihn

versteht, wenn sie durch dies Eingehen auf sein Sinnen und Empfinden das eigene Weh ihm tragen hilft. Mein Leiden aber muß ja ewig verschlossen bleiben in den Tiefen des Gemüthes und dies ewige Schweigen bringt mich noch an den Rand des Wahnsinnes. Was bleibt mir für ein Trost in dem jammervollen Dasein einer unwürdigen Knechtschaft? Kein anderer als mein edles Roß," fügte er aufstehend hinzu und barg das thränenfeuchte Auge in die seidnen Mähnen des Pferdes, das liebkosend mit dem wiegenden Kopfe sich an ihn schmiegte. „Dahinjagen," rief er aus, „dahinjagen will ich durch die weite Welt auf dem beslügelten Huf meines Pferdes, daß in tollkühnen Wagnissen jeder Gedanke schwinde an meine mir so peinliche Lage. Zu Ende dieses Monats ist ein Pferdewettrennen in R. wozu ich mich einstellen will und mein Rappen wird sich hoffentlich wacker halten."

Karl gewann mit seinem Rappen den ersten Preis bei dem Wettrennen.

Er sagte dann auf immer dem stillen Landstige seines Bruders ein freundiges Lebewohl, zog mit seinem treuen Rappen von einem Wettrennen zum andern, blieb stets der Sieger dabei, bis endlich doch einmal seiner tollkühnen Laufbahn ein Stein des Anstoßes sich unversehens in den Weg rollte. Dies geschah bei einem Wettrennen, bei welchem sehr hohe Barrieren zu überspringen waren. Der Rappen war ein tüchtiger Renner, allein zu solchen Sprüngen hatte er nie große Lust und Geschicklichkeit gezeigt.

Dessen Mitbewerber um den Preis war diesmal ein leichter kleiner Brauner, der zum Uberspringen von Barrieren sich ganz besonders eignete und aus diesem Grunde würde Wiltshinsky diesmal wahrscheinlich die Wette verloren haben, wenn nicht kurz vor dem abgesteckten Ziele das Pferd seines Gegners gescheut hätte. Es entspann sich ein heftiger Wortwechsel über die unentschieden gebliebene Wette und erfolgte eine Herausforderung zum Zweikampf.

Der folgende Morgen brach an und bestrahlte eine blutige That. Wiltshinsky hatte seinen Gegner lebensgefährlich verwundet, er war darüber so bestürzt und außer Fassung, daß er in diesem Augenblicke gänzlich unfähig war, irgend einen Entschluß zu fassen. Sein Better, der Gesandtschaftssekretär

Arthur von S. mußte sich seiner annehmen und in seinem Namen handeln.

„Der einzige Ausweg, der Dir jetzt noch offen steht, ist, Deinen Namen aus der Gesellschaft gänzlich auszulöschen," sagte Arthur.

„Ich kann es jetzt unmöglich umgehen, Dir etwas Unangenehmes zu sagen, allein ich bitte Dich ruhig und gefaßt mich anzuhören. Eine vornehme reiche Dame aus der Hauptstadt hat mir nämlich den Auftrag gegeben, einen eleganten Einspannerwagen für sie zu kaufen und ich habe jetzt denselben für sie besorgt. Sie will sich nicht darauf einlassen, eigene Pferde zu halten, sondern von einem der bedeutendsten Lohnkutscher ein bestimmtes Pferd und einen bestimmten Kutscher sich ausbedingen. Mein Vorschlag ist denn, daß Du Dich unter dem Namen Lohnkutscher Karl mit Deinem Rappen in den Dienst dieser Dame begeben mögest. Ich will die Verantwortlichkeit übernehmen, Dir einen Paß auf Deinen Taufnamen Karl auszustellen."

„Entsetzlich!" rief Wiltshinsky.

„Ich habe Dir schon gesagt, daß es keinen andern Ausweg giebt," erwiderte Arthur. „Es fehlt Dir doch wahrscheinlich an Geldmitteln um mit der nöthigen Schnelligkeit über die Grenze zu kommen und der gesetzlichen Strafe zu entkommen. Entschließe Dich kurz, die Zeit drängt."

„Nun sei es denn," sagte Wiltshinsky. „Schreibe mir den Paß."

Wiltshinsky hatte sich mit seiner neuen Lage eher ausgesöhnt als er selbst es sich zugetraut. Ist es doch eine Aufgabe, die dem Edelmann ganz besonders obliegt, dem Dienst der Frauen sich zu weihen, eine Aufgabe, die der polnische Edelmann mit ganz besonderer Grazie auszuüben weiß. Wenn Karl des Morgens sein Pferd striegelte, so sang er dabei sein Lied von dem Bögeln, das die Brust voll Weilschen hat und gab wohl Achtung, ob es ihm gelungen sei, durch sein Lied das gnädige Fräulein an das Fenster zu locken. Diese bewunderte ganz im Stillen seine schöne wohlgeschulte Tenorstimme und meinte, der Karl möchte auch kein gewöhnlicher Kutscher sein.

An den Tagen, an welchen die gnädige Frau mit ihrer Tochter nicht ausfahren wollte, hatte Karl ein für alle mal den Auftrag das Gesellschaftsfräulein spazieren zu fahren, ein Auftrag, den Karl stets mit

dem größten Vergnügen ausführte und auf die verbindlichste Weise mit der redseligen Gesellschafterin sich zu unterhalten wußte. Wenn diese nach Hause kam, hatte sie jedesmal zu erzählen von dem artigen Kutscher, der ein so feines Benehmen habe, wie ein Edelmann. Karl bemerkte bald, daß seine Gebieterin ihm ihr Wollwollen geschenkt habe und befand sich so wohl in seinem Dienste, daß er ganz übermüthig wurde. Er sagte den kühnen Gedanken, der gnädigen Frau seinen wahren Namen zu entdecken.

„Wer weiß, welche ein Glück mir noch bevorsteht,“ sagte er zu sich selbst. „Wer weiß, wie bald mein ritterlicher Frauendienst glänzend belohnt werden wird. Ich bin ja meiner Gebieterin ebenbürtig. Eine Heirath mit der reichen, schönen jungen Herrin gehört nicht in das Bereich des Unmöglichen und überdies würde ich dadurch auf einmal aus meiner mißlichen Lage herausgerissen.“

Karl besaß von Natur einen hellen durchdringenden Verstand, er kannte die Menschen im Allgemeinen, er kannte aber ganz besonders die Schwächen seiner Standesgenossen ebenso, wie die Schwächen des weiblichen Herzens, auf welche er jetzt ganz besonders spekulirte. Er wußte auch sehr wohl, wie der Verweichlichung durch Reichthum und Ueberfluß, wie den beschränkenden Standesvorurtheilen mitunter auch wohl die edelsten und besten Naturen unterliegen können, wie solche verwöhnte Günstlinge des Schicksals in gewissen Fällen nicht einmal fähig sind, bei den wichtigsten Fragen des Lebens zu einem vernünftigen Entschluß zu kommen.

Des Klosterbauern Hochzeit.

Erzählung

von

Emil Müller.

(Fortsetzung.)

Mir sauste und brauste es im Kopfe und beim Vorbeigehen am Flachse mochte ich wohl mit dem Lichte nicht vorsichtig genug gewesen sein, aber so viel Besinnung hatte ich doch noch, daß ich dachte: es ist nur gut, daß es Niemand außer Steinkopf gesehen hat. Ich schloß darauf ein und träumte immerfort von Ersticken und Feuersgefahr,

hatte auch am ganzen Körper ein Gefühl, als ob mich Jemand mit Nadeln stäche. Davon wachte ich auf und nun denk Dir meine Angst, der Boden stand in Flammen. Ob Steinkopf wachte, oder ob er noch schlief, ich kann's nicht behaupten, ich war so verwirrt, daß ich nicht einmal weiß, wie ich hinunter gekommen bin. Unten war schon heillosen Lärm, denn es brannte unten so gut wie oben und Niemand wußte, wo das Feuer ausgekommen sei. Alle waren froh, daß sie nur das Leben gerettet hatten, an Geld und Habseligkeiten hatte Niemand gedacht. Unten erst fiel mirs ein, daß ich das Geld vergessen hatte und der Viehhändler schrie: „mein Geld, mein Geld“; der Wirth schrie auch und Steinkopf schlug die Hände über den Kopf zusammen und schrie: „das viele, viele Geld!“ Jetzt war es zum Retten zu spät, ins Haus konnte Niemand zurück. Steinkopf ging mit mir auf die Seite und sagte: es wäre in dem Flachse jedenfalls ein Fünfchen sitzen geblieben, das habe weitergeglimmt und somit sei ich der Brandstifter. Aber er wolle davon schweigen, daß es schon um zehn Uhr einmal gebrannt habe; wie viel man auch untersuchen werde, es sei unmöglich, daß man auf die Wahrheit käme; natürlich müßte ich ihm nun auch zu Willen sein, sonst! — Alles, Alles was er verlangte, wollte ich ihm geben, nur sollte er schweigen und das Elend von mir abwenden. — Nun gut, ich solle ihm Gretchen geben und, die Hand drauf, er wolle schweigen. — Gut auch das, er solle Gretchen haben, die Hand drauf, daß er schweigen werde. Jetzt ging's an die Untersuchung, Steinkopf wußte den Viehhändler in Verdacht zu bringen und dieser mußte in der Untersuchungshaft bleiben, denn man vermuthete, daß er das Feuer angelegt habe, wir Andern aber konnten gehen. Seitdem nun habe ich keine frohe Stunde und bin immer in Angst. Als nun Gretchen erfuhr, was vorgefallen war und daß sie mich von Untersuchung und Strafe retten konnte, wenn sie den Steinkopf heirathete, da gab sie nach und ich legte noch tausend Thaler zum Heirathsgute zu und werde Gretchen am Ende noch Haus und Hof verschreiben, nur damit Steinkopf schweigt. Friedrich, außer Dir, Gretchen, Steinkopf und mir weiß kein Mensch um die Sache. Dir habe ich sie aber erzählt, damit Du auf Gretchen nicht mehr böse sein sollst. Willst Du mich nun verrathen?

kannst Du mich verrathen? Bist Du noch unzufrieden, daß Steinkopf das Gretchen geheirathet hat?"

„Das ist schändlich, daß ist nichtswürdig von dem Steinkopf!“ brauste Fritz Schäfer auf. „Er hat Euch sicherlich betrogen, der Hallunke. Oder habt Ihr mir nur so eine Geschichte aufgebunden, damit ich euretwegen schweigen soll. Ich muß und will über Alles Gewißheit haben, was Ihr mir eben erzähltet!“

Schlutius bat in der Herzensangst fast süßfällig, Fritz möge sich doch beherrschen und in der Hitze nicht ein Ding thun, das er späterhin bereuen müsse. Wenn er nun seinem Nachgelüste folge und das eben Gehörte unter die Leute bringe, ob er glaube, Gretchen dadurch einen Dienst zu thun. Liebe er Gretchen wirklich, wie er behauptete, so möge er nur ihretwegen Alles vermeiden, was das Mißverhältniß zwischen Gretchen, Steinkopf und ihm noch verschlimmern konnte.

Diese Worte wirkten ein wenig; Fritz sprach gelassener. Von verschlimmern sei gar nicht die Rede, er wolle nur sein Recht und deshalb mit Gretchen sprechen. — Schlutius entgegnete, daß dies schon Steinkopfs wegen nicht angehe. Fritz möge sich beruhigen und was nicht möglich gemacht werden könnte, nicht mit Gewalt durchsetzen wollen.

„Sprecht mir nicht so“ drohte dieser und nahm den bitteren Ton wieder an, „was Ihr da sagt, ist für mich kein Trost. Gedenken will ich es dem Steinkopf, und wehe ihm, wenn ich ihn finde. Er hat's gewußt, wie ich mit Gretchen stand und da hat er es aus Bosheit gethan, daß er mich ums Gretchen gebracht. Und Ihr habt Euch von ihm überhölpeln lassen und thut nun noch fromm. Ei seht einmal, Ihr sagt selbst, daß Ihr reich seid und ich nur arm bin und daß es nicht gehe, daß ich Gretchen heirathete, denn Gleich und Gleich gesellt sich gern; aber Ihr sollt es schon fühlen, daß es doch gegangen wäre.“

So lärmte Fritz Schäfer noch ein Weilchen und schlug vor Aerger die geballten Hände gegen einander während sich Schlutius verzweifelnd auf einen Stuhl niedergelassen hatte; da drang von unten plötzlich ein verworrenes Stimmengetöse herauf, das sich von Sekunde zu Sekunde verstärkte und schnell in einen hitzigen Tumult überging, in dem man mehrere

lärmende Stimmen vor den andern ganz besonders hörte. Fritz Schäfer hatte den Lärm kaum vernommen, als er auch schon zur Thür eilte und zur Treppe hinunter war, ehe ihn zurückzuhalten Schlutius Anstalt machte.

In der Hausflur stand Mann gegen Mann. Es fehlte nur ein leichter Anstoß, und es wäre eine sehr blutige Schlägerei ausgebrochen. Zündstoff war in Ueberfülle vorhanden, nur ein Kühner fehlte, der den ersten Funken hineinwerfen mochte. Die Veranlassung zum Streite war die naturgemäße von der Welt.

Als die Husaren Eintritt zu den Gästen gefunden hatten, wollten sie an den Belustigungen theilnehmen. Die Dexter, wo es Butter, Brod, Käse und Fleisch gab, wurden von ihnen bald ausfindig gemacht, das Bierfaß auch sehr schnell aufgefunden und nachdem ihnen Essen und Trinken trefflich gemundet, schien ihnen ein Tänzchen das allerbeste Vergnügungsmittel. So weit ließen es sich die jungen Bauerburschen gefallen, aber als einige etwas vorlaute Soldaten auch an der Tanzordnung tadelten und unter dem Vorwande sie zu verbessern allerlei mißliebige Veränderungen durchsetzen wollten, nebenbei sich auch die besten Tänzerinnen wählten, da brach gegen sie der allgemeine Unwille los. Noch größer wurde er, als Steinkopf im höchsten Grade ergrimmt, daß sich die Blaujaken an seinem Brode und Käse weidlich thaten und von ihm forderten was zu gewähren nur von seinem guten Willen abhing, auf Seite seiner Gäste trat. Er gebot den Eindringlingen, die Stube zu verlassen. Diese verstanden die Art herausfordernd zu antworten und bedienten sich solcher beleidigenden Ausdrücke, daß sich Alle, auch, welche bisher theilnahmlos dem Ausgange des Streits entgegengesehen hatten, in den Streit mischten, als der aus dem Hinterstübchen herbeigerufene Pfarrer eintrat, um die streitenden Parteien zu versöhnen. Er hielt die Versöhnungsrede zwischen beiden Parteien stehend. So lange er sprach, zollte man seinen Worten Achtung, als er aber, im sichern Glauben, ein Versöhnungswerk vollführt zu haben, die Stube und das Hochzeitshaus verlassen hatte, brach der Lärm noch heftiger als zuvor aus. Was sich von ungebetenem Gästen an Knechten, Tagelöhnern und Arbeiterinnen vorfand, ergriff zu Gusten

der Dorfbewohner Partei. Mit einem Hurrah ging's auf die Husaren ein und im Nu waren diese auf die Hausflur hinausgedrängt. Hier trafen beide Theile gerade zu einem Kampfe Austreten, als Fritz Schäfer die Treppe heruntergeeilt kam und die Schaar der Soldaten um einen hitzigen Kämpfer vermehrte. Durch sein Erscheinen wurde den Thätlichkeiten indes noch auf ein Weilchen vorgebeugt, denn er hatte es vor Allem mit Steinkopf zu thun. Klugheitsregeln ganz und gar bei Seite setzend, und seiner Wuth nicht mehr Meister, schimpfte er den im Hintergrunde stehenden Steinkopf einen Mordbrenner, Gauner, Tasgdieb, einen nichtswürdigen Menschen, der dem Schlutius die Tochter auf schlechte Art abgedrungen habe.

(Fortf. folgt.)

Robert Schumann.

Von

Adolf Stern.

Im Mund des Volks, im alten Lied,
Erklingt von einem Fels die Sage,
Der mitten aus dem grünen Nid
Zum Blau des Himmels düster rage;
Man flüstert, daß ein goldner Schein
Den Felsen hie und da verschöne,
Und manchmal gäbe das Gestein
Gleich einer Memnonsfäule Töne!

Die Sage zu Gehör mir kam,
So oft ich in der Andern Kreise
Von Dir ein prüfend Wort vernahm,
Das sei, o Meister, Deine Weise,

Du seist der Fels, so wie Du bist:
Nur wenig Gold auf düstern Gründen;
Nie widersprach ich, — aber wißt,
Ich will die Sage weiter künden. —

Wer abnungsvoll, dem Seltnen hold,
Den Schritt zum Felsen je gelenket,
Wer in das starrumfangne Gold
Den innern Blick mit Ernst versenket:
Dem schwindet bald das düstre Erz,
Er steht im Nu in lichten Sängen,
Es rauschet ihm zu Sinn und Herz
Ein Strom von wunderbaren Klängen:

Vor seinem Blick des Zaubers Reich,
Es liegt im Glanze ausgebreitet,
In tausend Farben voll und weich
Ein Leben auf und niedergleitet,
Hier Scherz und tolles Maskenspiel,
Dert Ringen aller starken Triebe,
Der Leidenschaften wirr Gewühl, —
Hier süße, heilig stille Liebe!

Und über all' der bunten Fluth
Die der Entzückte schaut und findet,
Die Schönheit auf dem Throne ruht,
Die solches Leben schafft und bindet, —
Hier innen aller Glanz und Schmelz,
Und alle Klänge, alle Lieder, —
Nach außen grau und starr der Fels,
Er scheint und tönt nur hin und wieder! —

So spricht die Sage! Wenig nur
Erlauschten gläubig ihre Worte,
Und forschten nach des Goldes Spur,
Und schritten durch die Felsenpforte
In Deine Welt, o Meister, ein,
In ihre lichtdurchfloffenen Bahnen, —
Die meisten scheuen Fels und Stein,
Obwohl sie Deine Zauber ahnen!

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtung. * Paul Heyse in München dichtet an einer neuen Tragödie. Seine, am dortigen Hoftheater in Scene gegangenen „Pfälzer in Irland“ will der Dichter vor der Hand der Öffentlichkeit noch nicht übergeben.

* Die einactige Tragödie „Eine Familie zu Luthers

Zeit“ von Casimir Delavigne, ist von Moriz Horn neuerdings in Versen übersetzt worden. M. Horn gedenkt das gedruckte Manuscript an die Hofbühnen demnächst zu versenden.

* Die von uns bereits angekündigten „Dramatischen Dichtungen“ von Elise Schmidt sind soeben (Berlin, allgemeine deutsche Verlagsanstalt) herausgekommen. Zwei der Dramen „Der Genius und die Gesellschaft“ und „Macchiavell“ wurden auf dem Berliner Hoftheater

in den verfloßnen Jahren dargestellt, ein drittes „Peter der Große und sein Sohn“ ist ganz neu. — Das elegant ausgestattete Buch ist mit dem Bildniß der Verfasserin (Lithographie von Steckmeß) geziert.

Neue Belletristik. * Von Dresden aus wird unter dem Titel „Die Familienstube“ ein Machwerk kolportirt, das an Ungeheuerlichkeit seines Gleichen sucht, um ein anderes besseres Unternehmen gleichen Namens zu verdrängen. Jenes Dresdner, dem man eine öffentliche Klage nicht vorenthalten kann, enthält die albernsten Räuber- und Hexengeschichten, während die bei Rupp und Bauer in Reutlingen erscheinende „Familienstube“ herausgegeben von Paul Bressel, Director der höhern Töchterschule in Reutlingen, zu dessen Mitarbeitern von bekannteren Namen Emanuel Geibel, Louise Bichler, Julius Schanz, Ottmar Schönhut, Ottilie Wildermuth u. A. gehören, treffliche belehrende und unterhaltende Aufsätze, Dichtungen und Sprüche enthält, die eine edlere Auffassung des Ganzen in den Vordergrund treten lassen. Diese „Familienstube“ von der allmonatlich ein Heft erscheint, ist außerdem noch mit guten Lithographien verziert und äußerst billig, indem das Heft nur 3 Ngr. kostet. Wir empfehlen sie einem weitem Leserkreis. —

* Isabella Braun in München, deren „Lebensbilder“ wir bereits früher rühmend erwähnt haben, läßt so eben ein neues Werk erscheinen, betitelt: „Im grünen Walde“, das in prachtvoller Ausstattung eine Reihe vorzüglicher Bilder des Waldlebens enthält. Wir werden darauf zurückkommen.

Münchener Album. Münchener Album wird der Titel eines 3—400 Seiten umfassenden Büchleins sein, das Franz Bocci in München, rühmlichst bekannt als Maler und Dichter, zum Besten des Maximilianwaisensifts erscheinen läßt, dem die reizende, edle Prinzessin Alexandra von Baiern mit bewunderungswürdiger Aufopferung vorsteht. Außer den königlichen Majestäten Max und Ludwig, dem Prinzen Adelbert und der genannten Prinzessin Alexandra haben alle in München lebenden, bekannteren Dichter Beiträge zu dem Album geliefert, so daß es gleichsam zur Charakteristik des Münchner Barnasses dienen kann. Wir nennen nur Bodenstedt, Franz Bonn, Isabella Braun, Geibel, Paul Heyse, Ernst Förster, Dr. Sya-

cinth Holland (Reding von Biberegg), Schack, A. May, v. Schorn, Schleich, Riehl, Dingelstedt, Franz Trautmann, denen sich Kobell, Harleß, Thiersch, v. Schubert und Andre anschließen. Jedenfalls wird das Büchlein auch außerhalb München die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen.

Ein Nekrolog. Am 28. April verstarb zu Dresden Marie Förster, die älteste Tochter des bekannten Uebersetzers und Dichters Karl Förster, dessen Leben in dem Buche „Biographische und literarische Skizzen aus dem Leben und der Zeit Karl Försters“ herausgegeben von Louise Förster, auf eine interessante Weise beschrieben ist. Wir lasen Gedichte von Marie Förster im „Deutschen Museum“, „Dresdner Album“, „Töchteralbum“ und interessante Reiseskizzen im: „Ausland“, den „Unterhaltungen am häuslichen Herde“ und andern angesehenen Journalen. Hoffentlich werden ihre Gedichte, die sich durch formelle Gefühlstiefe, Adel der Auffassung und Gewandtheit vortheilhaft auszeichnen, bald in einer vollständigen Sammlung erscheinen. Das letzte Werk, das die Verstorbene in Prosa schrieb, waren die in Brockhaus' Reisebibliothek aufgenommenen „Briefe aus Südrußland“, während eines Aufenthalts in Boudolien, Bolyhynien und der Ukraine (1849—51) geschrieben. Dieselben werden soeben ausgegeben, ohne daß die Verfasserin die Vollendung des Druckes erlebte.

Uebertragungen. * M^s. Anne Mary Burt, eine in Zürich lebende Engländerin, als Uebersetzerin deutscher Dichtungen ins Englische bekannt, wird in kurzem einen „Essay on German literature“ herausgeben, an dem die geistvolle und gelehrte Dame bereits seit vielen Jahren gearbeitet hat. Daneben beschäftigt sie sich unausgesetzt mit Uebersetzungen, deren Treue und Leichtigkeit oft wahrhaft staunenswerth ist. —

* Im Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig erscheint binnen kurzen eine französische Uebertragung der „Undine“ Friedrich de la Motte Fouqués. Das beste Werk des Dichters wird wohl auch außerhalb Deutschlands Anklang finden. —

* Von der J. Gries'schen Uebertragung des „befreiten Jerusalem“ Tassos ist eine zehnte Auflage in sehr eleganter Ausstattung erschienen. —

* Anna Löhn in Dresden hat vor kurzem die Autobiographie Alfieris, aus dem Italienischen zu übertragen begonnen. Wir hoffen einige Episoden aus der interessanten und dankenswerthen Arbeit in diesen Blättern mittheilen zu können.

* Bei der allgemeinen Theilnahme welche die „Geschichte Englands“ von Macaulay auch in Deutschland findet, darf es wohl in Erinnerung gebracht werden, daß der berühmte Historiker auch poetisch thätig gewesen. Es existiren zwei deutsche Uebersetzungen der Gedichte Macaulays: eine von Julius Schanz (bevorwortet von Prof. Bülow in Leipzig), welche die „Altromischen Lieder“ (Leipzig 1852) trefflich wiedergibt, und eine von Alex. Schmiedt, die in den „Ausgewählte Schriften“ (Braunschweig, Vieweg) enthalten ist.

Vermischtes.

Deutsche Poeten und Künstler in Italien.

* Italien, das fort und fort das gelobte Land der Poesie und aller Künste bleibt, lockt auch fort und fort unsre Talente. Abgesehen von den Malern, denen die Stätten des Tizian und Correggio, des Raphael und Michel Angelo nun einmal hohe Schule sind, begeben sich alljährlich einige unsrer ältern und jüngern Poeten“ dorthin. In den letzten Jahren waren Paul Heyse, Victor Scheffel, Ad. Dörr, Titus Ulrich längere Zeit in Italien. — Daß jetzt Karl Gutzkow dahin zu gehen beabsichtigt, haben wir schon mitgetheilt. Hermann Grimm aus Berlin hat soeben gemeinschaftlich mit dem berühmten Violinvirtuosen Joseph Joachim eine italienische Reise unternommen. — Auch einer unsrer jüngsten Mitarbeiter, Joseph Cristofani aus Dresden, von dem wir lyrische Gedichte und manchen Bericht aus Elbflorenz mitgetheilt, hat eine Reise nach Rom, zu mehrjährigem Aufenthalt daselbst, angetreten und der „Abend-Zeitung“ regelmäßige Berichte von dorthin zugesagt, was den Lesern sicher willkommen sein wird.

Steenkerken. * Man hat sich oft über die Sucht die Namen bekannter Persönlichkeiten und Tagesereignisse für die Benennung von Gegenständen der Industrie zu verwenden lustig gemacht. Falsch aber ist es diese

Sucht lediglich auf Rechnung des Speculationsgeistes im neunzehnten Jahrhundert zu setzen. So erzählt Macaulay im achten Bande der Geschichte von England daß nach der für die Franzosen siegreichen Schlacht von Steenkerken (1692) — die Steenkerkenpulver und Steenkerkenpomaden Mode geworden sein. Weil in der Schlacht die wesentlich mit durch die Tapferkeit des französischen Adels gewonnen wurde, dieser elegante junge Adel seine Halstücher nur nachlässig befestigen konnte, trug man in Paris unter dem Titel „Steenkerken“ sehr nachlässige Krausen und Halstücher. Dergleichen Dinge haben also von jeher ein minder gutes Anhängsel des guten Tones gebildet. —

Der Spleen des Clain. * Als Napoleon der erste, auf einer seiner Reisen Poitiers berührte überraschte es ihn an dem kleinen Flusse Clain, der an dieser Stadt vorbeifließt, von Zeit zu Zeit Pfähle zu bemerken, welche die Worte: „Je m'ennuie!“ als Inschrift trugen. Bei jeder Wendung des Fließchens dieselbe Inschrift! Als Napoleon den Maire citirt hatte, fragt er sofort nach der Bedeutung dieser Inschrift. „Das ist eine Bittschrift, die unser Fluß sich erlaubt Ew. Majestät entgegenzuhalten. Er ennuyirt sich, weil er nichts zu thun hat. Wollen Ew. Majestät befehlen, ihn schiffbar zu machen, so würde er bald seine vorige Heiterkeit wieder erlangt haben. — Der Kaiser lachte laut auf, und befahl auf Grund der Bittschrift des Clain die nöthigen Arbeiten zur Schiffbarmachung zu beginnen.

Helmine von Chezy's Memoiren. * Die Memoiren der kürzlich verstorbenen Helmine von Chezy sollen wie in verschiedenen Zeitungen mitgetheilt wird in kurzem erscheinen. Ein Theil derselben, der den Aufenthalt der Verfasserin in Dresden behandelt, ist dem verdienten Direktor des historischen Museums daselbst Constantin Kraukling zur Durchsicht übergeben worden. Direktor Kraukling war, wie dies schon aus dieser Thatsache erhellt und wie es uns durch ihn selbst mitgetheilt ist, mit der verstorbenen Dichterin von Webers „Curpanthe“ wohl befreundet, und würde zur Ergänzung dieser Memoiren Manches beitragen können. Bei dem bewegten Leben, welches Helmine von Chezy geführt, darf man sich jedenfalls vieles Interessante von ihrem Buche versprechen.

Correspondenz.

Dresden, Ende Mai.

Die Direction der Königl. Hofbühne hat es sich angelegen sein lassen, den Freunden des Theaters in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine ganze Reihe von auswärtigen Künstlern und Künstlerinnen als Gäste vorzuführen, von denen aber bis jetzt nur eine: Fräulein Elise Härtig vom Hoftheater zu Schwerin, für die hiesige Bühne engagirt ward. Die junge Dame ist eine gewandte und vielversprechende Soubrette, der es hier selbst an Beifall nicht fehlen wird. Mit ihr zugleich hörten wir Hrn. Ernst Weiß aus Stettin, einen, wie man hört, auf Kosten des kunstsinnigen Herzogs Ernst von Gotha auf dem Münchener Conservatorium gebildeten und sehr begabten Baritonisten, dem schon von Stettin und Berlin aus ein guter Ruf voranging. Daß er trotzdem hier nicht ansprach, lag wohl hauptsächlich daran, daß er, wie es schien, körperlich nicht disponirt war. Bei den kalten Waidtagen, die wir hier hatten, war es allerdings kein Wunder, wenn ein Sänger darunter litt.

Unter den Gästen der letzten Wochen erweckte sehr viele Theilnahme Hr. Dettmer vom Stadttheater zu Hamburg. Wir sahen ihn als Philipp in „Nacht und Morgen“ von Ch. Birchpfeiffer, als Rudolph im „Landwirth“ von der Prinzessin Amalie und als „Romeo.“ Hr. Dettmer ist eine jugendliche Erscheinung, die den angenehmsten Eindruck macht: er ist schlank und schön gewachsen, hat ein zum Herzen sprechendes Organ und eine liebenswürdige Natürlichkeit in Ausdruck und Bewegung. Kommt hierzu mit der Zeit plastische Rundung, feinere Betonung und sichere Haltung, so wird Hr. Dettmer Treffliches leisten und für einen vorzüglichen Schauspieler gelten können. Sennora Amalie Anglés de Fortuni, Kammerfängerin S. M. der Königin von Spanien, sang zweimal in italienischer Sprache und Kostüm und erndtete vielen Beifall. Ihre Stimme ist rein und gutgebildet, doch ohne wahrhaft ergreifende Wirkung.

Zur Eröffnung des Sommertheaters am Linkeschen Bade wurde uns eine Novität geboten, „die Frau Wirthin“ Charaktergemälde mit Gesang von Fr. Kaiser. Die ersten zwei Akte des Stückes sind gut gearbeitet und es ist sehr zu bedauern, daß der dritte und letzte sich nicht im rechten Verhältniß dazu bewahrt, sondern in Gewöhnlichkeiten ausläuft, während uns von vornherein mehrere recht ergreifende, wie auch einige treffliche humoristische Scenen geboten werden. Im Ganzen aber gefiel das Stück und wenn man

aus dem Beifall, den die Hauptdarsteller erndeten (Hr. Winger als „Hartkopf“, Hr. Kramer als „Ehmann“, Hr. Näder als „Vincenz“, Hr. de Marchion als „Ottomar“ und Fr. Michalesi als „Gilli,“) einen Schluß ziehen darf, so wird es wohl öfters zur Wiederholung gelangen.

Die Oper hat jetzt auf mehre Wochen Ferien. Man spricht davon, daß Frau Bürde-Rey, die bekanntlich jetzt in London ist, für immer Ferien genommen habe. Dagegen soll, wie man hört, Hr. Colbrun der hiesigen Bühne erhalten bleiben. Eine Bassstimme wie die seinige, dürfte sich auch so leicht nicht wieder finden. Wie Sie wohl wissen, ist Hr. Colbrun ein Franzose von Geburt und, wie wir aus einem Leipziger Bühnenorgan erfahren, ein Schüler des Pariser Conservatoriums, wo er unter Garcias Leitung seine musikalische Bildung erhielt. Sein hauptsächlichstes Studium waren klassische deutsche Opern. Aus Vorliebe dafür verließ er Frankreich, um auf einer deutschen Bühne dieses Studium fortzusetzen. Bis jetzt hat er hier den „Sarastro“, „Bertram“, „Cardinal“, „Osmin“, „Marcel“ und andere ähnliche Rollen gesungen, und diejenigen Kreise, wo Geschmack und Sinn für echt künstlerisches Streben vorhanden ist, sind über seine große Begabung längst nicht mehr im Zweifel. Daneben ist der Klang seiner Bassstimme höchst angenehm weich, und melodisch, sie bekundet in Allem die verständige Schule und das fleißige Studium. Müssen sonach auch wir entschieden für Hrn. Colbrun Partei nehmen und dringend wünschen, daß er uns erhalten bleibe, so können wir auf der andern Seite freilich auch den Wunsch auszusprechen nicht unterlassen, daß der treffliche Sänger nicht müde werde, sich eine größere Routine im Spiel und im Dialog anzueignen. Die Fortschritte, die er bisher bewiesen, haben uns überzeugt, daß er alle die Schwierigkeiten, die sich ihm als Ausländer doppelt fühlbar machen müssen, zu überwinden wissen und so bald als ein bedeutender Factor in der Gesangswelt der Gegenwart und speciell als eine Zierde unserer Hofbühne gelten wird. —

Von Novitäten steht uns im Laufe der nächsten Zeit Wolffobus „Nur eine Seele“ bevor, jenes bereits vielfach aufgeführte Schauspiel, das Ihr Berliner Correspondent in Nr. 9 streng, aber immerhin sehr anerkennend beurtheilt hat. Außerdem wird Shakespeares „Sturm“ baldigst zur Aufführung kommen, ferner Brachvogels „Marzif“ und Schlönbachs „Anton und Cordelia.“

Aus den hiesigen literarischen Kreisen vernimmt man gegenwärtig sehr wenig. In der nächsten Zeit wird denselben durch die Uebersetzung des Dichters Franz von Schö-

ber aus Weimar hierher, wo er sich mit Thecla von Gumpert verheirathet, ein erfreulicher Zuwachs werden. Auch von einem Umzug G. Kühnes von Leipzig nach Dresden hörten wir sprechen. Derselbe soll die „Europa“ hierher verlegen wollen.

Auch aus unsrer musikalischen Welt vernimmt man im Augenblicke nur wenig. Joh. Wolf von Ehrenstein giebt eine neue Lieder Sammlung heraus, die den Titel „Lust und Leid“ führen wird und viel Schönes enthalten soll.

Z.

Anzeigen.

Im unterzeichneten Verlag ist erschienen und durch alle deutsche Buchhandlungen zu beziehen:

Des Dichters Tempel.

Dichtungen

von

Gustav Bernhard.

Preis: 1 Thlr. 10 Ngr. Eleg. geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Dichtungen enthalten eine Auswahl des Besten was der Verfasser seit zwölf Jahren, entweder selbstständig oder in Zeitschriften hat erscheinen lassen. Ihnen schließen sich neue, noch ungedruckte Dichtungen an. Das Adolf Böttger gewidmete Buch hat bereits sehr günstige Beurtheilung und freundliche Aufnahme gefunden, und empfehlen wir dasselbe dem Publikum zu weiterer Beachtung.

Leipzig.

Rosbergische Buchhandlung.

Bei J. G. Wolf in Freiberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich der Freudige.

Ein Heldenbild in freien Liedern

von

Elfried von Laura.

Zum Besten der Nothleidenden im sächsischen Erzgebirge.

Eleg. broch. Preis 15 Ngr.

Der Zweck dieses Büchleins dürfte schon allein geeignet sein, ihm unter mildthätigen Menschenfreunden, denen wie dem Dichter die Entbehrungen der Erzgebirger zu Herzen gehen, zahlreiche Freunde zu erwerben, aber auch jedem Freunde wahrer Poesie und vaterländischer Geschichte dürfen wir es empfehlen. — Der Verfasser Elfried von Laura ist der Autor der kürzlich in Hannover unter 106 eingesandten Novellen mit dem ersten Preis gekrönten Erzählung: „Die stille Mühle,“ und was er im Vorliegenden geleistet, steht jener im Werthe nicht nach. Der Held der Dichtung, deren erste Abtheilung Freiberg, die zweite Wartburg überschrieben, Friedrich der Freudige, bekannter unter dem Namen mit der gebissenen Wange, ist der eigentliche Begründer des Hauses Wettin, und ein Lied, das diesen erlauchten Fürsten und die Sachsentreue verherrlicht wie dieses, wird in jedem Sachsenherzen den frohesten Anklang finden.

Im Verlag der unterzeichneten Buchhandlung erscheint binnen kurzem und befindet sich bereits unter der Presse:

Pantheon deutscher Dichter.

Dritte vermehrte Auflage.

Neu bearbeitet und herausgegeben

von

Adolf Stern.

Mit einem biographischen Verzeichniß der Dichter.

Der Beifall, den diese Anthologie gefunden, wird zur Genüge aus dem Erscheinen einer dritten Auflage ersichtlich. Das Pantheon deutscher Dichter theilt in umsichtiger Auswahl Dichtungen von: Karl Beck, Bodensteht, Böttger, A. von Chamisso, Fr. Dingelstedt, Anette von Droste Hülshoff, Gg. Ebert, Eichendorff, Alex. Fischer, Th. Fontane, Ernst Förster, L. A. Franl, Freiligrath, Gaudy, Geibel, Grillparzer, N. Gottschall, Anast. Grün, J. Hammer, Fr. Hebbel, Heine, Mor. Hendrich, Paul Heyse, Hoffmann von Fallersleben, Moriz Horn, Immermann, Alex. Kaufmann, Gottfr. Keller, S. Kerner, Kinkel, Lenau, Herm. Lingg, Anna Löhn, Otto Ludwig, Karl Mayer, Rosen, Ed. Mörike, Wolfgang Müller, Wilhelm Müller, Novalis, Louise Otto, Platen, R. Prug, Reinick, Jean Richard, J. von Rodenberg, Otto Roquette, Rückert, Sallet, Julius Schanz, Pauline Schanz, Scherenberg, A. Schnezler, Ad. Schults, Schwab, Simrock, Solitaire, Adolf Stern, Stöber, Theodor Storm, Moriz Graf Strachwitz, Uhland, Richard Wagner, Max Waldau, Heinrich Zeise mit. — Dasselbe ist ebenso denjenigen, welche außer Stande sind sich die Werke der genannten Dichter oder größere Anthologien zu erwerben, zu empfehlen, als es ein passendes Festgeschenk bildet. Die Ausstattung wird eine vorzügliche. Vorläufige Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Leipzig, im Mai 1856.

Verlagsbandlung von Heinrich Matthes.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.